

Leseprobe

Noah Gordon
Der Medicus von Saragossa
Roman

»Das Panorama einer wild bewegten Zeit, eine abenteuerliche Handlung, viele Erzähl- und Motivfäden, die der Autor immer im Auge behält und sorgsam zu Schleifen bindet.« *Die Welt*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 528

Erscheinungstermin: 15. Juni 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Im Jahre 1492 hat die Inquisition Spanien fest im Griff. Per Edikt wird verkündet, dass alle Juden das Land zu verlassen hätten, und ein großer Exodus beginnt. Jona, der dreizehnjährige Sohn des jüdischen Silberschmieds Helkias Toledano, steht nach der Ermordung seines Bruders Meir und dem Tod seines Vaters durch einen aufgewiegelten Mob völlig allein da. Doch statt sich zum Christentum zu bekehren oder zu fliehen, beschließt er, zu seinem Glauben zu stehen und sich auf eigene Faust durchzuschlagen. Für ihn beginnt eine abenteuerliche Odyssee kreuz und quer durch Spanien. Drei Jahre und zahllose gefährliche Abenteuer später, im Sommer 1495, ist Jona zu einem kräftigen jungen Mann herangewachsen, der gelernt hat zu überleben und sich dennoch nichts sehnlicher wünscht, als zur Ruhe zu kommen. In Granada begegnet er endlich wieder Glaubensgenossen: der Familie des Seidenhändlers Saadi, die immer noch heimlich ihre Religion praktiziert. Aber Jonas Liebe zu Inés, Saadis schöner Tochter, muss unerfüllt bleiben.

Ein Schiff bringt Jona nach Gibraltar, wo er als Lehrling bei dem Waffenschmied Fierro unterkommt. Fierro muss schließlich selbst vor der Inquisition fliehen und bittet den jungen Mann, ihn zu seinem Bruder Nuño, einem alten Medicus, nach Saragossa zu begleiten. Als der Waffenschmied heimtückisch ermordet wird, beschließt Jona, dennoch seinen Weg nach Norden fortzusetzen. In Saragossa angekommen entscheidet die Begegnung mit Nuño über das Schicksal und die Zukunft von Jona.

Der Autor

Noah Gordon (1926 bis 2021) lebte in Boston, Massachusetts und arbeitete lange Jahre als Journalist beim »*Boston Herald*«. Mit »*Der Medicus*« gelang ihm ein Weltbestseller, der auch in Deutschland viele Monate auf der Bestsellerliste stand. Noah Gordon bekam weltweit mehr als ein Dutzend literarische Preise. Alle seine Romane wurden sensationelle Erfolge.

Mehr Informationen über den Autor und sein Werk finden sich am Ende des Romans.

NOAH
GORDON

Der Medicus
von Saragossa

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Klaus Berr

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
THE LAST JEW

Der Abdruck von Passagen aus Dantes »Göttlicher Komödie«
(übers. v. Karl Vosseler, Piper Verlag GmbH, München 1969)
erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 07/2015
Copyright © 1999 der Originalausgabe by Noah Gordon
Copyright © 1999 der deutschsprachigen Ausgabe
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Copyright © 2015 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung einer Illustration von

© Alessandro Leopardi/Getty Images

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-41841-7

www.heyne.de

FÜR CALEB UND EMMA
UND GROSSMUTTER

IN LIEBE

TEIL I

DER ERSTE SOHN

TOLEDO

23. AUGUST 1489

1. KAPITEL

DER SOHN DES SILBERSCHMIEDS

Für Bernardo Espina begannen die schlechten Zeiten an einem Tag, an dem die Luft schwer war wie Eisen und der hochmütige Sonnenschein ein Fluch. An diesem Morgen hatte sich die überfüllte Krankenstation schon fast geleert, als im Wartezimmer bei einer Schwangeren die Fruchtblase platzte und er die beiden noch verbliebenen Patienten aus dem Raum scheuchen mußte. Die Frau war nicht einmal eine Patientin, sondern hatte ihren betagten Vater wegen eines Hustens, der nicht vergehen wollte, zum Arzt gebracht. Das Baby war ihr fünftes und kam ohne Zögern auf die Welt. Espina empfing den glitschigen, rosigen Knaben mit beiden Händen, und als er ihm auf die winzigen Pobacken klatschte, wurde das dünne Schreien des stämmigen kleinen *peón* von denen, die draußen warteten, mit Hochrufen und Gelächter begrüßt.

Die Entbindung stimmte Espina heiter, doch diese Verheißung eines glücklichen Tages sollte sich als falsch erweisen. Für den Nachmittag hatte er keine Verpflichtungen mehr, und er überlegte, ob er einen Korb mit Süßigkeiten und einer Flasche *tinto* packen und mit seiner Familie an den Fluß gehen sollte, wo die Kinder planschen konnten, während er und Estrella im Schatten eines Baums saßen und tranken und plauderten.

Er behandelte eben seinen letzten Patienten, als ein Mann auf einem Esel, den er in der Hitze offenbar zu scharf geritten hatte,

auf den Hof getrottet kam. Der Mann trug die braune Kutte eines Novizen.

Aufgeregt und ein wenig wichtigtuertisch stammelte der Mann, daß das Erscheinen des Herrn Arztes in der Abtei zur Himmelfahrt Mariä gewünscht werde, von Padre Sebastián Alvarez höchstpersönlich.

»Der Prior möchte, daß Ihr auf der Stelle kommt.«

Der Mann wußte, daß Espina ein *converso*, ein Konvertit, war, das merkte der Arzt sofort. Zwar erwies er ihm die Ehrerbietung, die Espina dank seines Berufes zustand, aber in seinem Ton schwang auch jene Anmaßung mit, die er einem gewöhnlichen Juden gegenüber an den Tag gelegt hätte.

Espina nickte. Er kümmerte sich darum, daß der Esel Wasser und auch der Mann eine kleine Stärkung erhielt. Er selbst pinkelte vorsichtshalber noch einmal, wusch sich Gesicht und Hände und verzehrte ein Stück Brot. Der Novize war noch beim Essen, als Espina vom Hof ritt.

Espinas Konversion lag elf Jahre zurück. Seit dieser Zeit war er ein inbrünstiger Anhänger seines gewählten Glaubens, ein Mann, der jeden Feiertag achtete, täglich mit seiner Frau zur Messe ging und sich darum bemühte, seiner Kirche treu zu dienen. Jetzt machte er sich unverzüglich auf, um der Forderung des Priesters nachzukommen, allerdings in einem Tempo, das sein Tier in der Hitze der kupfernen Sonne schonte.

Als er in der Hieronymiten-Abtei ankam, läuteten gerade die Glocken, deren schmelzender Klang die Gläubigen zum Angelus der Menschwerdung rief, und vier verschwitzte Laienbrüder schleppten einen Korb mit hartem Brot und einen Kessel mit *sopa boba* herbei, der dünnen Mönchsbrühe, die für die Bedürftigen, welche sich vor dem Tor des Klosters versammelt hatten, die einzige Mahlzeit des Tages sein würde.

Padre Sebastián befand sich zusammen mit Fray Julio Pérez,

dem Mesner der Kapelle, im Kreuzgang des Klosters, wo die beiden, ins Gespräch vertieft, auf und ab schritten. Verwundert sah Espina den Ernst in ihren Gesichtern.

Er wirkt verstört, kam es dem Arzt in den Sinn, als der Prior den Mesner fortschickte und Bernardo Espina mit düsterer Stimme in Christi Namen begrüßte.

»In unserem Olivenhain wurde die Leiche eines Jungen gefunden.«

»Der Junge wurde ermordet«, sagte der Priester. Er war ein Mann mittleren Alters mit beständig besorgter Miene, als ängstige er sich, daß Gott nicht zufrieden sei mit seiner Arbeit. Konvertiten gegenüber hatte er sich immer sehr anständig verhalten.

Espina nickte langsam, aber ihm schwante Übles. Es war eine gewalttätige Zeit. Mit leidvoller Regelmäßigkeit wurde jemand tot aufgefunden, doch ist das Leben erst aus einem Menschen gewichen, gibt es keinen Grund mehr, einen Arzt zu rufen.

»Kommt.«

Der Padre Prior führte den Arzt in eine Mönchszelle, in der die Leiche aufgebahrt war. Die Hitze hatte bereits Fliegen angelockt, und der unverwechselbare süßliche Gestank menschlicher Sterblichkeit lag in der Luft. Wegen des Gestanks versuchte er, flach zu atmen, aber es half nichts. Unter der Decke, dem letzten Zugeständnis an die Schicklichkeit, trug die stämmige junge Leiche nur ein Hemd. Es gab Bernardo einen Stich, als er das Gesicht des Jungen erkannte, und er bekreuzigte sich, ohne zu wissen, ob dieser Reflex dem ermordeten jüdischen Jungen oder ihm selbst galt oder von der Anwesenheit des Priesters herrührte.

»Wir wollen die Umstände seines Todes erfahren.« Der Priester sah ihn an. »Alles. Soviel man herausfinden kann«, fügte er hinzu, und der noch immer verwirrte Bernardo nickte.

Eines wußten sie beide bereits. »Das ist Meir, der Sohn von Helkias Toledano«, sagte Bernardo, und der Priester nickte. Der

Vater des ermordeten Jungen war einer der besten Silberschmiede von ganz Kastilien.

»Wenn ich mich recht erinnere, war der Junge kaum fünfzehn Jahre alt«, sagte Espina. »Kaum mehr als ein Kind jedenfalls, als der Tod ihn ereilte. Wurde er so gefunden?«

»Ja. Von Fray Angelo, der in der Morgenkühle nach der Frühmette Oliven pflückte.«

»Darf ich ihn untersuchen, Padre Prior?« fragte Espina, und der Prior wedelte ungeduldig mit der Hand.

Das unschuldige Gesicht des Jungen wies keine Verletzungen auf. Auf Brust und Armen waren Blutergüsse zu sehen, ferner eine Sprengelung auf dem Oberschenkel, drei oberflächliche Stiche auf dem Rücken und ein Schnitt auf der linken Brustseite, über der dritten Rippe. Der Anus war aufgerissen, auf den Hinterbacken klebte Sperma. Und hellrote Blutstropfen auf der durchschnittenen Kehle.

Bernardo kannte die Familie des Jungen, alles fromme und sture Juden, die jene haßten, welche wie er den Glauben ihrer Vorväter aus freien Stücken aufgegeben hatten.

Nach der Untersuchung bat Padre Sebastián den Arzt in die Kapelle, wo sie auf dem harten Steinboden vor dem Altar auf die Knie sanken und ein Vaterunser beteten. Dann trat Padre Sebastián hinter den Altar und zog aus einer Truhe ein kleines Sandelholzkästchen. Er öffnete das Kästchen und nahm ein Rechteck aus stark parfümierter, scharlachroter Seide heraus. Als er das Tuch auffaltete, sah Bernardo Espina ein vertrocknetes und ausgebleichtes Fragment von kaum einer halben Spanne Länge.

»Wißt Ihr, was das ist?«

Der Priester schien den Gegenstand nur sehr widerwillig aus der Hand zu geben. Espina trat in den flackernden Schein der Votivkerzen und betrachtete ihn. »Das Stück eines menschlichen Knochens, Padre Prior.«

»Ja, mein Sohn.«

In diesem Moment befand sich Bernardo auf einer schmalen und schwankenden Brücke über dem Abgrund eines Wissens, das er in langen, geheimen Stunden am Seziertisch erworben hatte. Die Kirche betrachtete das Sezieren als Sünde, aber Espina war noch Jude gewesen, als er bei Samuel Provo in die Lehre ging, einem berühmten jüdischen Arzt, der seit Jahren heimlich sezierete.

Jetzt sah er dem Prior direkt in die Augen. »Ein Teilstück des Femurs, des größten Knochens im Körper. Dies hier stammt von knapp oberhalb des Knies.«

Er untersuchte den uralten Knochen und vermerkte seine Masse, die Winkelbildung, die charakteristischen Erhebungen und Gruben. »Er stammt vom rechten Bein einer Frau.«

»Und das alles erkennt Ihr nur durch bloßes Ansehen?«

»Ja.«

Das Kerzenlicht lag wie ein gelber Glanz auf den Augen des Priors. »Es ist das heiligste Bindeglied zu unserem Erlöser.«

Eine Reliquie.

Bernardo Espina betrachtete interessiert den Knochen. Er hatte nicht erwartet, einer heiligen Reliquie einmal so nahe zu kommen. »Ist es der Knochen eines Märtyrers?«

»Es ist ein Knochen der Santa Ana«, sagte der Prior leise.

Espina brauchte einen Augenblick, bis er begriffen hatte. Die heilige Anna, Mutter von *La Virgen María*? Das kann nicht sein, dachte er und war entsetzt, als er merkte, daß er den Gedanken laut ausgesprochen hatte.

»O doch, mein Sohn. Bestätigt von jenen, die sich in Rom mit solchen Dingen beschäftigen, und uns gesandt von Seiner Eminenz Rodrigo Kardinal Lancol.«

Espinas Hand, die den Gegenstand hielt, zitterte, wie man es bei jemandem, der seit Jahren als guter Chirurg arbeitete, nicht erwarten würde. Behutsam gab er dem Priester den Knochen zurück und sank dann wieder auf die Knie. Nachdem er sich

schnell bekreuzigt hatte, stimmte er gemeinsam mit Padre Prior Sebastián ein neues Gebet an.

Als sie etwas später wieder draußen in der heißen Sonne standen, bemerkte Espina, daß sich mehrere bewaffnete Männer, die offensichtlich keine Mönche waren, auf dem Gelände der Abtei aufhielten.

»Habt Ihr den Jungen gestern abend noch lebendig gesehen, Padre Prior?« fragte Espina.

»Ich habe ihn nicht gesehen«, sagte Padre Sebastián und erklärte ihm nun endlich, warum er ihn hatte rufen lassen.

»Die Abtei hatte den Silberschmied Helkias beauftragt, ein Reliquiar aus getriebenem Silber und Gold anzufertigen. Es sollte ein außergewöhnliches Reliquiar in der Form eines Ziboriums sein, ein würdiges Behältnis für unsere geheiligte Reliquie. Darin sollte diese ruhen, bis wir einen angemessenen Schrein zu Santa Anas Ehren finanzieren und bauen können.

Die Entwürfe des Handwerkers waren großartig und ließen darauf hoffen, daß sich die fertige Arbeit ihres Zweckes würdig erweisen werde.

Der Junge sollte das Reliquiar gestern abend liefern. Als man seine Leiche entdeckte, lag neben ihr eine leere Ledertasche.

Möglicherweise sind die Mörder des Jungen Juden, aber vielleicht sind sie auch Christen. Ihr habt als Arzt Zugang zu vielen Häusern und vielen Leben und seid Christ und zugleich Jude. Ich möchte, daß Ihr herausfindet, wer die Täter sind.«

Bernardo Espina ärgerte sich insgeheim über die gefühllose Ignoranz dieses Geistlichen, der glaubte, ein Konvertit sei überall willkommen. »Ich bin vielleicht der letzte, den Ihr mit einer solchen Aufgabe betrauen solltet, Hochwürdiger Padre.«

»Dennoch.«

Der Priester sah ihn unverwandt und mit der unversöhnlichen Bitterkeit eines Menschen an, der allem Irdischen entsagt hat und

jegliche Hoffnung auf das Jenseits setzt. »Ihr werdet diese Diebe und Mörder finden, mein Sohn. Ihr müßt unseren Teufeln zeigen, daß wir gegen sie gewappnet sind. Gottes Werk muß getan werden.«

2. KAPITEL

DAS GESCHENK GOTTES

Padre Sebastián wußte, daß Fray Julio Pérez ein Mann unanfechtbaren Glaubens war, jemand, den man zweifellos zum Leiter der Abtei zur Himmelfahrt Mariä ernennen würde, sollte der Tod oder das Schicksal ihn, den Prior, zwingen, sie zu verlassen. Doch der Mesner der Kapelle besaß den Makel einer Unschuld, die zu vertrauensselig war. Padre Sebastián fand es beunruhigend, daß von den sechs Bewaffneten, allesamt hartäugige Männer, die Fray Julio angestellt hatte, um das Kloster zu bewachen, nur drei ihm selbst oder Fray Julio persönlich bekannt waren.

Der Priester war sich schmerzlich bewußt, daß die Zukunft der Abtei, von seiner eigenen ganz zu schweigen, in dem kleinen Holzkästchen lag, das er in der Kapelle versteckt hielt. Der Besitz dieser Reliquie erfüllte ihn mit Dankbarkeit und immer wieder mit Erstaunen, aber sie verstärkte auch seine Angst, denn daß er sie in seiner Obhut hatte, war ebenso eine große Ehre wie eine schreckliche Verantwortung.

Als Junge von kaum zwölf Jahren in Valencia hatte Sebastián Alvarez in der polierten Oberfläche eines schwarzen Keramikkrugs etwas gesehen. Die Vision – denn als solche erkannte er sie – kam ihm, als er mitten in der Nacht, vor der er sich immer fürchtete, plötzlich in der Schlafkammer aufwachte, die er mit seinen Brüdern Augustin und Juan Antonio teilte. Er starrte die

schwarze Keramik im mondhellen Zimmer an und sah darin Unseren Herrn Jesus am Kreuz. Sowohl die Gestalt des Herrn als auch das Kreuz waren verschwommen und undeutlich. Alsbald sank er wieder in einen warmen und angenehmen Schlaf, und als er am Morgen aufwachte, war das Bild verschwunden, doch die Erinnerung daran hatte sich seinem Bewußtsein klar und deutlich eingeprägt.

Er verriet niemandem, daß Gott ihm eine Vision geschickt hatte. Seine älteren Brüder hätten ihn ausgelacht und ihn belehrt, er habe wohl nur das Abbild des Vollmonds in dem Krug gesehen. Sein Vater, ein Baron, der glaubte, seine Abstammung und sein Landbesitz gäben ihm das Recht, ein hirnloser Rohling zu sein, hätte ihn geschlagen, weil er sich zum Narren mache, und seine Mutter, eine gedemütigte Frau, die in Angst vor ihrem Gatten lebte, sprach sowieso kaum mit ihren Kindern.

Aber von dieser Nacht der Vision an wußte Sebastián, welche Rolle ihm im Leben beschieden war, und er hatte eine Frömmigkeit an den Tag gelegt, die es seiner Familie einfach machte, ihn in den Dienst der Kirche abzuschieben.

Nach der Priesterweihe hatte er sich zunächst damit zufriedengegeben, in verschiedenen untergeordneten Stellungen zu dienen. Erst im sechsten Jahr nach der Weihe kam ihm schließlich die wachsende Berühmtheit seines Bruders Juan Antonio zugute. Ihr Bruder Augustin hatte Titel und Besitzungen in Valencia geerbt, aber Juan Antonio hatte in Toledo eine vortreffliche Partie gemacht, und die Familie seiner Frau, die mächtigen Borgias, verschaffte Sebastián schließlich eine Stelle am Bischofssitz von Toledo.

Sebastián wurde zum Kaplan eines neuen Hieronymiten-Klosters und zum Gehilfen ihres Priors, Padre Jerónimo Degas, ernannt. Die Abtei zur Himmelfahrt Mariä war ausgesprochen arm. Außer dem winzigen Fleckchen, auf dem die Klostergebäude standen, besaß sie keine eigenen Ländereien, aber sie hatte einen

Olivenhain gepachtet, und aus Barmherzigkeit gestattete Juan Antonio den Mönchen, in den Ecken und an den schmalen Rändern seines Landes Wein anzubauen. Auf Geldgeschenke von Juan Antonio oder anderen war dagegen kaum zu hoffen, ebensowenig wie auf wohlhabende Novizen, die in den heiligen Dienst der Kirche treten wollten und dieser ihren Besitz vermachten.

Dennoch gab sich Sebastián Alvarez, als die Mönche ihn nach Padre Jerónimo Degas' Tod zum Prior erwählten, der Sünde des Stolzes hin; dabei ahnte er, daß die Ehre ihm nur zuteil wurde, weil er Juan Antonios Bruder war.

Die ersten fünf Jahre der Leitung der Abtei zehrten an ihm und seinen Lebensgeistern. Doch in all der quälenden Erbärmlichkeit seines Lebens wagte der Priester noch zu träumen. So war zum Beispiel der riesige Zisterzienserorden von einer Handvoll eifriger Männer gegründet worden, die noch weniger und ärmer waren als seine eigenen Mönche. Sobald eine Gemeinschaft sechzig Männer in weißen Kutten zählte, wurden zwölf von ihnen ausgeschickt, um ein neues Kloster zu gründen, und so hatten sie sich in Jesu Namen über ganz Europa ausgebreitet. Padre Sebastián sagte sich, daß seine bescheidene Abtei dasselbe erreichen könnte, wenn Gott ihnen nur den Weg wies.

Im Jahr des Herrn 1488 war es ein Besucher aus Rom, der bei Padre Sebastián für Aufregung und für eine Aufmunterung der gesamten religiösen Gemeinschaft Kastiliens sorgte. Rodrigo Kardinal Lancol hatte spanische Wurzeln, er war als Rodrigo Borgia in der Nähe von Sevilla geboren worden. Als Jüngling war er von seinem Onkel, Papst Calixtus III., unter die Fittiche genommen worden, und er hatte sich zu einem Mann entwickelt, den man fürchten mußte, ein Mann mit enormer kirchlicher Macht.

Die Alvarez' waren seit langem Freunde und Verbündete der Borgias, und die Heirat von Elienor Borgia mit Juan Antonio hatte die engen Bande zwischen den beiden Familien noch ge-

stärkt. Juan Antonio war wegen dieser Verbindung mit den Borgia bereits zu einer beliebten Figur bei Hofe geworden und galt sogar als Günstling der Königin.

Elienor war eine Cousine ersten Grades von Kardinal Lancol.

»Wir brauchen eine Reliquie«, hatte Sebastián zu Elienor gesagt.

Er haßte es, seine Schwägerin um etwas zu bitten, denn er konnte sie nicht ausstehen wegen ihrer Eitelkeit, ihrer Unaufrichtigkeit und Gehässigkeit, wenn man sie reizte, aber nun tat er es doch. »Die Reliquie eines Märtyrers, oder vielleicht eines unbedeutenden Heiligen. Wenn Seine Eminenz dem Kloster eine solche Reliquie verschaffen könnte, wäre das unser größtes Glück. Ich bin überzeugt, daß er uns beistehen wird, wenn Ihr ihn nur darum bittet.«

»Ach, das kann ich unmöglich tun.«

Doch Sebastián's Flehen wurde immer unterwürfiger und beharrlicher, je näher der Zeitpunkt von Lancol's Besuch rückte, und schließlich ließ Elienor sich erweichen. Um sich den lästigen Bittsteller vom Hals zu schaffen, und nur ihrem Gatten zuliebe, versprach sie schließlich, Ihr Möglichstes zu tun, um ihm in seinem Anliegen weiterzuhelfen. Es war bekannt, daß der Kardinal in Cuenca, auf dem Gut ihres Onkels Garci Borgia Junez, nächtigen würde.

»Ich werde mit meinem Onkel reden und ihn bitten, für Euch ein gutes Wort einzulegen«, versprach sie Sebastián.

Bevor Kardinal Lancol aus Spanien abreiste, hielt er in der Kathedrale von Toledo eine Messe, die von jedem Mönch, Priester und Prälaten der Region besucht wurde. Nach dem Gottesdienst stand Lancol da, umringt von einer jubelnden Menge, die Kardinalsmitra auf dem Kopf, den riesigen bischöflichen Hirtenstab in der Hand und um den Hals das Pallium, das ihm der Papst verliehen hatte. Sebastián sah ihn von ferne, und ihm war, als erlebte

er eine zweite Vision. Den Versuch, sich nach der Messe Lancol zu nähern, wagte er freilich nicht. Elienor hatte berichtet, ihr Onkel habe die Bitte wirklich vorgebracht. Er habe darauf hingewiesen, daß nach jedem der großen Kreuzzüge Ritter und Soldaten aus aller Herren Länder durch Spanien gezogen seien. Jedesmal hätten sie vor ihrer Heimkehr das Land aller heiligen Reliquien beraubt, hätten die Knochen von Märtyrern und Heiligen ausgegraben und aus Kirchen und Kathedralen an ihrem Weg Reliquien fortgeschafft, fast wie es ihnen beliebte. Und dann hatte der Onkel Kardinal Lancol behutsam zu verstehen gegeben, daß er sich der tiefen Bewunderung ganz Kastiliens sicher sein könne, wenn er nur dem spanischen Priester, der ihrer beider angeheirateter Verwandter sei, eine Reliquie sandte.

Sebastián wußte, daß jetzt die Sache von Gott und seinen ernannten Dienern in Rom entschieden würde.

Die Tage vergingen langsam für ihn. Anfangs waren seine Hoffnungen noch kühn; er schwelgte in der Vorstellung, eine Reliquie zu erhalten, die die Macht hatte, christliche Gebete zu erhören, und die gnädige Barmherzigkeit, die Leidenden zu heilen. Solch eine Reliquie würde Gläubige und Spenden von weither anlocken. Aus der kleinen Abtei würde ein großes und blühendes Kloster werden, und der Prior würde ...

Doch als aus den Tagen Wochen und Monate wurden, verblaßten solche Träume mehr und mehr. Er hatte schon beinahe alle Hoffnung aufgegeben, als man ihn eines Tages an den Toledaner Bischofssitz bestellte. Gerade war die Kuriertasche aus Rom, die zweimal jährlich nach Toledo geschickt wurde, eingetroffen, und neben anderen Dingen enthielt sie auch eine versiegelte Botschaft für Padre Sebastián Alvarez von der Abtei zur Himmelfahrt Mariä.

Es war sehr ungewöhnlich, daß ein unbedeutender Pfarrer vom Heiligen Stuhl ein versiegeltes Paket erhielt. Weihbischof Guil-

lerno Ramero, der es Sebastián aushändigte, war voller Neugier und wartete ungeduldig darauf, daß der Prior es öffnete, so wie es einem gehorsamen Priester geziemte. Er wurde sehr wütend, als Padre Alvarez das Paket nur entgegennahm und davoneilte.

Erst als Sebastián allein in der Abtei war, erbrach er mit zitternden Fingern das Wachssiegel.

Das Paket enthielt ein Dokument mit dem Titel *Translatio Sanctae Annae*, und als Padre Sebastián auf einen Stuhl sank und ehrfurchtsstarr zu lesen begann, dämmerte ihm, daß es sich um die Geschichte der sterblichen Überreste der Mutter Unserer Heiligen Jungfrau handelte.

Die Mutter der Jungfrau, Anna die Jüdin, Frau des Joachim, war in Nazareth gestorben und dort begraben worden. Sie wurde von den Christen schon früh verehrt. Bald nach ihrem Tod brachen zwei ihrer Basen, beide mit dem Namen Maria, und ein entfernterer Verwandter namens Maximin aus dem Heiligen Lande auf, um in der Fremde die Botschaft Christi zu verkünden. Besondere Weihe erhielt ihre Mission durch das Geschenk einer hölzernen Truhe mit einer Anzahl Reliquien der Mutter der Heiligen Jungfrau. Die drei überquerten das Mittelmeer und landeten in Marseille, wo die beiden Frauen sich in einem nahen Fischerdorf niederließen, um Bekehrungswillige zu suchen. Da die Gegend häufig überfallen wurde, betrauten sie Maximin mit der Aufgabe, die heiligen Gebeine an einen sicheren Ort zu bringen, und er reiste weiter bis in die Stadt Apt, wo er sie in einen Schrein legte.

Die Knochen blieben viele hundert Jahre in Apt. Doch dann, im achten Jahrhundert, trat eines Tages ein Mann vor den Schrein, den seine Soldaten Carolus Magnus nannten – Karl der Große also, der König der Franken –, und er las mit Verblüffung die Inschrift: *Hier ruhen die sterblichen Überreste der heiligen Anna, der Mutter der glorreichen Jungfrau Maria.*

Der kriegerische König nahm die Knochen aus ihrem vermoordeten Leichentuch, und als er dies tat, spürte er die Gegenwart Gottes und wurde sich staunend bewußt, daß er etwas in den Händen hielt, was ihn direkt mit Jesus Christus verband.

Einige der Reliquien schenkte er seinen engsten Freunden und nahm sich auch selbst ein paar, die er nach Aachen schickte. Er ließ ein Verzeichnis der Gebeine anfertigen und sandte eine Abschrift an den Papst. Den verbliebenen Rest der Reliquien ließ er in der Obhut des Bischofs von Apt und seiner Nachfolger.

Im Jahre des Herrn 800, als Carolus Magnus, der sein militärisches Genie unter Beweis gestellt und innerhalb weniger Dekaden ganz Westeuropa erobert hatte, zum Römischen Kaiser Karl I. gekrönt wurde, prangte die gestickte Gestalt der heiligen Anna auf seinem Krönungsornat.

Der Rest der Reliquien dieser Heiligen war zu diesem Zeitpunkt längst aus dem Grab in Nazareth entfernt worden. Der Großteil war an Kirchen in verschiedenen Ländern gegangen, während drei Knochen in die Obhut des Heiligen Stuhls gelangt waren und mehr als ein Jahrhundert lang in den Katakomben Roms geruht hatten. Im Jahre 830 plünderte ein Reliquiendieb namens Duesdona, ein Diakon der römischen Kirche, die Katakomben, um zwei deutsche Klöster, Fulda und Mannheim, mit Reliquien beliefern zu können. Er verkaufte unter anderem die Überreste der Heiligen Sebastian, Fabian, Alexander, Emmerentia, Felicitas, Felicitissimus und Urban, doch irgendwie übersah er bei seinem Raubzug die drei Knochen der heiligen Anna. Als die kirchlichen Behörden die böse Tat entdeckten, brachten sie Santa Anas Knochen in einen Lagerraum, wo sie jahrhundertlang Staub ansetzten.

Padre Sebastián erhielt nun die Nachricht, daß eine dieser drei kostbaren Reliquien an ihn gesandt werden würde.

Vierundzwanzig Stunden brachte er kniend in der Kapelle mit Dankgebeten zu, von einer Morgenandacht zur nächsten ohne Essen und Trinken. Als er dann versuchte, wieder aufzustehen, hatte er kein Gefühl mehr in den Beinen und wurde von besorgten Mönchen in seine Zelle getragen. Aber schließlich schenkte Gott ihm neue Kraft, und er brachte die *Translatio* zu Juan Antonio und Garci Borgia. Von Ehrfurcht und Staunen erfüllt, waren sie bereit, die Kosten für ein Reliquiar zu übernehmen, in dem das Fragment aufbewahrt werden konnte, bis ein angemessener Schrein errichtet war. Sie zerbrachen sich den Kopf, welcher berühmte Handwerker mit dieser Aufgabe betraut werden sollte, und schließlich schlug Juan Antonio vor, Sebastián solle den Auftrag für das Reliquiar an Helkias Toledano vergeben, einen jüdischen Silberschmied, der mit seinen einfallsreichen Entwürfen und seinem großen handwerklichen Können schon viel Anerkennung gefunden hatte.

Der Silberschmied und Sebastián hatten sich wegen der Gestaltung des Reliquiars und wegen des Preises besprochen und waren zu einer Übereinkunft gelangt. Dabei kam dem Priester der Gedanke, wie schön es doch wäre, wenn er die Seele dieses Juden für Christus gewinnen könnte, quasi als Ergebnis dieser Arbeit, die der Herr notwendig gemacht hatte.

Die Entwurfszeichnungen, die Helkias angefertigt hatte, zeigten, daß er sowohl Künstler als auch Handwerker war. Die Kelchschale, der quadratische Sockel und der Deckel sollten aus Blatt- und Massivsilber bestehen. Helkias schlug vor, die Figuren von zwei Frauen in Silberfiligran zu gestalten. Nur die Rücken sollten zu sehen sein, anmutig und deutlich weiblich, Anna zur Linken, ihre Tochter Maria noch nicht ganz erwachsen, aber erkennbar an einem Heiligenschein um ihren Kopf. Verzieren wollte Helkias das Ziborium mit einer Fülle von Pflanzen, mit denen Anna vertraut gewesen sein dürfte: Weintrauben und Oliven, Granatäpfel und Datteln, Feigen und Weizen, Gerste und Dinkel. Auf der ge-

genüberliegenden Seite des Grals – als Vorahnung des Künftigen, von den Frauen so weit entfernt wie die Zukunft – wollte Helkias in massivem Silber das Kreuz gestalten, das erst nach Annas Lebzeiten zum christlichen Symbol werden sollte. Das Jesuskind sollte am Fuß des Kreuzes in Gold prangen.

Padre Sebastián hatte befürchtet, daß die beiden Spender ihre Zustimmung zu dem Entwurf hinauszögern würden, weil sie ihre eigenen Ideen berücksichtigt sehen wollten, doch zu seiner Freude zeigten sich sowohl Juan Antonio als auch Garci Borgia höchst beeindruckt von Helkias' Zeichnungen.

Innerhalb weniger Wochen wurde ihm klar, daß das bevorstehende Glück der Abtei kein Geheimnis mehr war. Irgend jemand – Juan Antonio, Garci Borgia oder der Jude – hatte mit der Reliquie geprahlt. Vielleicht hatte auch jemand in Rom unklug geplaudert; manchmal war die Kirche ein Dorf.

Mitglieder der religiösen Gemeinde Toledos, die Sebastián bis dahin nie Beachtung geschenkt hatten, starrten ihn jetzt an, doch er merkte, daß Feindseligkeit in ihren Blicken lag. Eines Tages besuchte sogar Weihbischof Guillermo Ramero die Abtei und inspizierte Kapelle, Küche und Mönchszellen.

»Die Eucharistie ist der Leib Christi«, belehrte er Sebastián.
»Welche Reliquie kann mächtiger sein als diese?«

»Keine, Euer Exzellenz«, erwiderte Sebastián bescheiden.

»Wenn Toledo eine Reliquie der Heiligen Familie zum Geschenk erhält, dann sollte das Bistum sie besitzen und nicht eine ihm untergeordnete Einrichtung«, sagte der Bischof.

Diesmal erwiderte Sebastián nichts, sondern erwiderte offen und ohne die vorherige Bescheidenheit Rameros Blick, und der Bischof schnaubte vor Wut und schritt mit seinem Gefolge davon.

Bevor Padre Sebastián sich dazu durchringen konnte, Fray Julio diese bedeutsame Nachricht mitzuteilen, hatte der Mesner der Kapelle es bereits von einem Vetter erfahren, der Priester im Of-

fizium für Glaubensangelegenheiten der Diözese war. Bald war es für Sebastián offensichtlich, daß jeder Bescheid wußte, seine eigenen Mönche und Novizen eingeschlossen.

Fray Julios Vetter berichtete, daß die verschiedenen Orden prompt und heftig auf die Nachricht reagiert hätten. Sowohl Franziskaner als auch Benediktiner hatten deutlich formulierte Protestnoten nach Rom geschickt. Die Zisterzienser, bei denen die Verehrung der Jungfrau im Mittelpunkt stand, waren wütend darüber, daß eine Reliquie der Mutter Mariä an eine kleine Abtei der Hieronymiten ging, und hatten sich einen Advokaten besorgt, der ihren Fall in Rom vortrug.

Selbst innerhalb des Hieronymiten-Ordens wurden Stimmen laut, daß eine so kostbare Reliquie nicht an eine so unbedeutende Abtei gehen solle.

Padre Sebastián und Fray Julio war klar, daß die Abtei in eine sehr gefährliche Lage geraten würde, falls irgend etwas die Lieferung der Reliquie verhindern sollte, und die beiden verbrachten viele Stunden kniend im gemeinsamen Gebet.

Doch schließlich kam an einem warmen Sommertag ein großer, bärtiger Mann in der ärmlichen Kleidung eines *peón* in die Abtei zur Himmelfahrt Mariä. Bei seinem Eintreffen wurde eben die *sopa bobá* ausgegeben, die er so begierig wie die anderen hungrigen Bedürftigen annahm. Als er den letzten Tropfen der dünnen Brühe getrunken hatte, fragte er namentlich nach Padre Sebastián, und als die beiden allein waren, stellte er sich als Padre Tullio Brea vom Heiligen Stuhl in Rom vor und übermittelte ihm die Grüße Seiner Eminenz Rodrigo Kardinal Lancol. Dann zog er aus seiner zerlumpten Tasche ein hölzernes Kästchen. Als er es öffnete, fand Padre Sebastián darin ein stark parfümiertes Tuch aus blutroter Seide, und darin eingewickelt lag das lang erwartete Knochenstück, das eine so weite Reise hinter sich hatte.

Der italienische Priester blieb gerade so lange, um die freudigste und dankbarste Vesper mitzuerleben, die man in der Abtei zur Himmelfahrt Mariä je gefeiert hatte. Das Abendgebet war kaum vorüber, als Padre Tullio, so unauffällig wie er gekommen war, wieder abreiste und in die Nacht davonritt.

In der nun folgenden Zeit dachte Padre Sebastián mit Wehmut daran, wie sorgenfrei der Dienst an Gott sein mußte, wenn man in Verkleidung die Welt durchwanderte. Er bewunderte den Scharfsinn der Entscheidung, ein so kostbares Gut mit einem einzelnen und unauffälligen Boten zu schicken, und übermittelte dem Juden Helkias den Vorschlag, das Reliquiar nach seiner Fertigstellung ebenfalls von einem einzelnen Träger und erst nach Einbruch der Dunkelheit liefern zu lassen.

Helkias war damit einverstanden, und er schickte seinen Sohn aus, wie Gott es einst getan hatte und mit dem gleichen Ergebnis. Der tote Junge Meir war Jude und konnte deshalb nie ins Paradies kommen, aber Padre Sebastián betete dennoch für seine Seele. Der Raubmord zeigte ihm, wie belauert die Beschützer der Reliquie waren, und so betete er auch für den Erfolg des Arztes, den er ausgeschickt hatte, um Gottes Werk zu verrichten.

3. KAPITEL

EIN CHRISTLICHER JUDE

Der Padre Prior war das gefährlichste aller menschlichen Wesen, denn er war ein weiser Mann und ein Narr zugleich, dachte Bernardo niedergeschlagen, als er davonritt.

Bernardo Espina wußte, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach weder von Juden noch von Christen etwas erfahren würde, denn er wurde von den Anhängern beider Religionen verachtet.

Zu gut kannte er auch die Geschichte seiner eigenen Familie. Der Legende nach war der Vorfahr, der sich als erster in Spanien niedergelassen hatte, ein Priester im Tempel Salomos gewesen. Die Espinas hatten die westgotischen Könige und die wechselnden maurischen und christlichen Eroberer überlebt und sich immer genau an die Gesetze der Monarchie und der Nation gehalten, wie es ihre Rabbis vorschrieben.

Juden waren bis in die höchsten Ränge der spanischen Gesellschaft aufgestiegen. Sie hatten den Königen als Wesire gedient, und sie waren reich geworden als Ärzte und Diplomaten, Geldverleiher und Finanziers, Steuereintreiber und Händler, Gutsbesitzer und Handwerker. Und doch waren spanische Juden in fast jeder Generation abgeschlachtet worden von einem Pöbel, der von der Kirche aktiv oder passiv unterstützt wurde.

»Juden sind gefährlich und einflußreich, denn sie treiben gute Christen in den Zweifel« – so die eindringliche Ermahnung des Priesters, der Bernardo getauft hatte.

Jahrhundertlang hatten Dominikaner und Franziskaner die unteren Schichten – die sie *pueblo menudo*, die »kleinen Leute«, nannten – aufgehetzt und sie zuzeiten in einen unversöhnlichen Judenhaß getrieben. Seit dem Gemetzel des Jahres 1391 – fünfzigtausend ermordete Juden – hatten in der einzigen Massenkonzersion in der jüdischen Geschichte Hunderttausende von Juden Christus anerkannt, einige, um ihr Leben zu retten, andere, um in einer judenhassenden Gesellschaft Karriere machen zu können.

Manche, wie Espina, hatten Jesus tatsächlich ihr Herz geöffnet, aber viele der nominellen Christen beteten weiterhin ihren Gott des Alten Testaments an, so viele, daß im Jahr 1478 Papst Sixtus IV. die Gründung der Heiligen Inquisition genehmigte, welche abtrünnige Christen aufstöbern und vernichten sollte.

Espina hatte gehört, daß einige Juden die Konvertiten *los marranos* nannten, die Schweine, und davon überzeugt waren, daß sie auf ewig verdammt seien und zum Jüngsten Gericht nicht mehr auferstehen würden. Andere, Barmherzigere, nannten die Apostaten *anusim*, die Gezwungenen, und sie glaubten, daß Gott jenen, die unter Zwang gehandelt hatten, vergeben werde, weil er ihren Überlebenswillen verstehe.

Espina gehörte nicht zu den Gezwungenen. Schon als kleiner Junge hatte ihn dieser Jesus fasziniert, wenn er durch die offenen Türen der Kathedrale einen Blick auf die Gestalt am Kreuz erhaschte, die sein Vater manchmal »den Hingerichteten« nannte. Als junger ärztlicher Lehrling, dem es ein Anliegen war, das Leid der Menschen zu lindern, war er empfänglich für das Leiden Christi, und sein anfängliches Interesse entwickelte sich mit der Zeit zu Überzeugung und zu brennendem Glauben und schließlich zu einer Sehnsucht nach persönlicher christlicher Reinheit, nach dem Stand der Gnade.

Nachdem er sich Jesus erst einmal verschrieben hatte, verliebte

er sich auch in den neuen Gott. Für ihn war das eine viel stärkere Liebe als die eines Menschen, der einfach ins Christentum hineingeboren worden war. Die Jesus-Leidenschaft eines Saulus von Tarsus hätte nicht stärker sein können als die seine; sie war unerschütterlich und sicher und verzehrender als jede Sehnsucht eines Mannes nach einer Frau.

Seine Konversion zum Christentum hatte Bernardo Espina in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahr erbeten und erhalten, ein Jahr nach dem Abschluß seiner Ausbildung zum Arzt. Seine Familie hatte getrauert und das Kaddisch aufgesagt, als wäre er gestorben. Sein Vater Jakob, der ihn zuvor mit Stolz und Inbrunst geliebt hatte, war auf der *plaza* an ihm vorübergegangen, ohne seinen Gruß zu erwidern, als würde er ihn nicht kennen; zu dieser Zeit befand er sich bereits in seinem letzten Lebensjahr. Erst eine Woche nach der Beerdigung seines Vaters erfuhr Bernardo überhaupt, daß er gestorben war. Er hatte eine Novene für ihn gehalten, aber er hatte auch dem Verlangen nicht widerstehen können, das Kaddisch für ihn aufzusagen, und so weinte er alleine in seiner Schlafkammer, während er ohne die tröstende Anwesenheit des Minjan das Totengebet rezitierte.

Wohlhabende oder erfolgreiche Konvertiten wurden vom Adel und der Mittelklasse akzeptiert und heirateten in alte Christenfamilien ein. Und auch Bernardo Espina hatte sich mit einer Christin vermählt, mit Estrella de Aranda, der Tochter einer adligen Familie. In der Euphorie, die diese Aufnahme in die Familie und seine neue religiöse Verzückung mit sich brachten, hatte er – gegen besseres Wissen – gehofft, daß seine Glaubensbrüder ihn als »vollendeten Juden«, der ihren Messias angenommen hatte, akzeptieren würden, aber er war auch nicht überrascht, als sie ihn weiterhin als Hebräer verspotteten.

Bereits als Espinas Vater noch ein junger Mann war, hatte der Magistrat von Toledo einen Erlaß veröffentlicht:

Wir erklären hiermit, daß die sogenannten conversos, Nachkommen verderbter jüdischer Ahnen, von Rechts wegen für niederträchtig und gemein erachtet werden müssen, für ungeeignet und unwürdig, innerhalb der Grenzen der Stadt Toledo und seiner Gerichtsbarkeit ein öffentliches Amt zu bekleiden oder ein Leben zu erhalten oder Eide oder Urkunden zu beglaubigen oder sonstwelche Machtbefugnisse über wahre Christen der Heiligen Katholischen Kirche auszuüben.

Heute nun, an diesem Sommertag des Jahres 1489, ritt Bernardo an mehreren klösterlichen Gemeinschaften vorbei, einige kaum größer als die Abtei zur Himmelfahrt Mariä, andere von der Größe kleiner Dörfer. Unter der katholischen Monarchie war in Spanien der Dienst in der Kirche sehr beliebt geworden. *Segundones*, die jüngeren Söhne adliger Familien, die nach dem Ältestenrecht von der Erbfolge ausgeschlossen waren, wandten sich dem religiösen Leben zu, in dem ihnen dank ihrer Familienverbindungen ein schneller Aufstieg sicher war. Die jüngeren Töchter derselben Familien wurden wegen der riesigen Mitgift, die nötig war, um weibliche Erstgeborene zu verheiraten, oft gezwungen, Nonnen zu werden. Und selbst die ärmsten Bauern zog es in den Kirchendienst, denn ein Priesteramt mit einer Pfründe stellte für viele die einzige Möglichkeit dar, der erdrückenden Armut der Leibeigenschaft zu entfliehen.

Die wachsende Zahl klösterlicher Gemeinschaften hatte zu heftigen und häßlichen Kämpfen um finanzielle Unterstützung geführt. Das war auch der Nährboden für die Auseinandersetzung um die Reliquie der heiligen Anna. Für die Abtei zur Himmelfahrt Mariä mochte sie ein Glücksbringer sein, aber der Prior hatte Bernardo erzählt, daß es Ränke und Intrigen unter den mächtigen Benediktinern, den verschlagenen Franziskanern und den aufstrebenden Hieronymiten gebe – und allein Gott wisse,

unter wie vielen anderen –, die allesamt in den Besitz dieser Reliquie der Heiligen Familie kommen wollten. Espina war unbehaglich zumute, denn er befürchtete, zwischen diese mächtigen Fraktionen zu geraten und einfach zerquetscht zu werden – so wie es offenbar auch mit Meir Toledano geschehen war.

Als erstes machte sich Bernardo daran herauszufinden, was dem Jungen in den letzten Stunden vor seiner Ermordung widerfahren war.

Das Haus von Helkias dem Silberschmied lag zusammen mit mehreren anderen Gebäuden zwischen zwei Synagogen. Seit die Hauptsynagoge von der Heiligen Mutter Kirche übernommen worden war, feierten die Juden ihre Gottesdienste in der Samuel-Halewi-Synagoge, einem prachtvollen Gebäude und Ausdruck einer Zeit, in der das Leben noch einfacher für sie alle gewesen war.

Die jüdische Gemeinde war so klein, daß jeder wußte, wer unter ihnen vom Glauben abgefallen war, wer bloß so tat und wer Jude geblieben war. Kontakt mit Neuen Christen pflegte man nur, wenn es unvermeidlich war. Und trotzdem hatte vier Jahre zuvor ein verzweifelter Helkias den Arzt Espina aufgesucht.

Seine Gattin Esther, eine wohltätige Frau und Sproß der großen Rabbinerfamilie der Salomos, war plötzlich immer schwächer geworden, und der Silberschmied hatte nur noch den einen Gedanken gehabt, die Mutter seiner drei Söhne zu retten. Bernardo hatte sich große Mühe mit ihr gegeben, er hatte alles getan, was in seiner Macht stand, und auch Christus um ihr Leben angefleht, so wie Helkias zu Jahwe gebetet hatte. Aber er hatte sie nicht retten können. Sie war gestorben, möge Gott ihrer ewigen Seele gnädig sein.

Jetzt eilte er an Helkias' Haus des Unglücks vorbei, ohne innezuhalten, denn er wußte, daß bald zwei Mönche der Abtei zur

Himmelfahrt Mariä einen *burro* hierherführen würden, der die sterblichen Überreste des erstgeborenen Sohnes heim zu seinem Vater trug.

Frühere Generationen hatten die Synagogen vor Jahrhunderten erbaut und dabei die uralte Vorschrift beachtet, daß ein Gotteshaus an der höchsten Stelle der Gemeinde errichtet werden müsse. So hatten sie als Bauplatz das steile Hochufer über dem Fluß Tajo gewählt.

Bernardos Stute scheute, als sie sich der Kante zu sehr näherten.

Mutter Gottes, dachte er und zog die Zügel an; und als das Pferd sich wieder beruhigt hatte, fiel ihm die Reliquie ein, mit der das alles begonnen hatte.

»Großmutter des Erlösers!« rief er, wider Willen schmunzelnd.

Er stellte sich vor, wie Meir ben Helkias hier auf seinem Weg zur Abtei ungeduldig auf den Schutz der Dunkelheit gewartet hatte. Angst vor den Klippen hatte der Junge gewiß keine gehabt. Und Bernardo erinnerte sich an manch einen Abend seiner eigenen Jugend, als er mit seinem Vater, Jakob Espina, auf diesem Hochufer gestanden und den sich verdüsternden Himmel nach dem Funkeln der ersten drei Sterne abgesucht hatte, die das Ende des Sabbat ankündigten.

Er schob den Gedanken beiseite, wie er es mit jeder verstörenden Erinnerung an seine jüdische Vergangenheit tat.

Es war gewiß klug von Helkias gewesen, einen Fünfzehnjährigen allein mit der Lieferung des Reliquiars zu betrauen, das erkannte Bernardo jetzt. Eine bewaffnete Wache hätte allerlei Gesindel auf den Plan gerufen, das sofort geahnt hätte, daß hier etwas Kostbares unterwegs war. Dagegen hatte ein Junge, der ein unauffälliges Bündel durch die Nacht trug, gewiß bessere Aussichten, ans Ziel zu kommen.

Eine trügerische Hoffnung, wie sich gezeigt hatte.

Espina stieg ab und führte das Pferd auf den Pfad, der zum Fluß hinabführte. Knapp unterhalb der Kante stand eine Steinhütte, die vor langer Zeit von den Römern erbaut worden war; von dort hatte man Verurteilte in den Tod gestürzt. Tief unter ihm schlängelte sich der Fluß in unschuldiger Schönheit zwischen dem Hochufer und einem Granithügel am anderen Ufer dahin. Jünglinge, die in Toledo aufwuchsen, mieden nachts diesen Ort, denn es ging das Gerücht, daß man hier noch immer das Wehklagen der Toten hören konnte.

Er geleitete sein Pferd den Pfad hinunter, bis aus dem steilen Abhang eine sanftere Böschung wurde, bog dann ab und folgte einem Weg, der ihn bis an den Wasserrand führte. Die Alcántara-Brücke war nicht für ihn passierbar, selbst Meir ben Helkias hatte sie wohl kaum benutzt. Nach einer kurzen Strecke flußabwärts kam Bernardo zu der Furt, auf der auch der Junge vermutlich den Fluß überquert hatte, und dort bestieg er wieder sein Pferd.

Am anderen Ufer mündete ein kleiner Weg, der zur Abtei zur Himmelfahrt Mariä führte. Nur einen Steinwurf entfernt lag fettes und fruchtbares Ackerland, aber hier war die Erde dürrig und trocken, gerade gut genug, um ein paar Tiere darauf mehr schlecht als recht grasen zu lassen.

Kurz darauf hörte Espina denn auch das Blöken von Schafen und traf auf eine Herde, die das kurze Gras abweidete, nur von einem alten Mann bewacht. Espina kannte ihn; er hieß Diego Diaz. Der Schäfer besaß eine weitverzweigte Familie, die fast so groß war wie seine Herde, und Espina hatte schon eine ganze Reihe seiner Verwandten behandelt.

»Einen guten Nachmittag, Señor Bernardo.«

»Einen guten Nachmittag, Señor Diaz«, sagte Espina und stieg ab. Er ließ das Pferd mit den Schafen grasen, plauderte ein wenig mit dem Schäfer und fragte dann: »Diego, kennt Ihr einen Jungen namens Meir, den Sohn von Helkias dem Juden?«

»Meint Ihr den Neffen von Aaron Toledano dem Käser, Señor?«

»Ja. Wann habt Ihr ihn das letzte Mal gesehen?«

»Gestern am frühen Abend. Er war unterwegs, um Käse für seinen Onkel auszuliefern, und für nur einen Sueldo hat er mir einen Ziegenkäse verkauft, den ich heute morgen zum Frühstück verzehrt habe. Das war ein Käse, davon hätte er mir zwei geben können.« Er sah Espina an. »Warum sucht Ihr ihn? Hat er etwas ausgefressen, der Kleine?«

»Nein. Ganz und gar nicht.«

»Das dachte ich mir schon, der ist nämlich kein schlechter Junge, dieser Meir.«

»Waren gestern abend auch andere hier in der Gegend unterwegs?« fragte Espina, und der Schäfer sagte ihm, kurz nachdem der Junge weggegangen war, seien zwei Bewaffnete vorbeigekommen, die ihn beinahe niedergeritten hätten. Er habe sie freilich nicht angesprochen, und auch sie hätten ihn keines Wortes gewürdigt.

»Zwei, sagt Ihr?« Bernardo wußte, daß er sich auf die Angaben des alten Mannes verlassen konnte. Der Schäfer hatte die beiden Männer sicher sehr genau beobachtet, konnte er doch froh sein, daß zwei bewaffnete nächtliche Reiter an ihm vorbeizogen, ohne anzuhalten und ihm ein oder zwei Lämmer abzunehmen.

»Der Mond stand hoch am Himmel. Ich sah Bewaffnete, einen Ritter sicherlich, denn er trug ein Kettenhemd. Und einen Priester oder Mönch, die Farbe seines Gewandes habe ich nicht behalten. Er zögerte. Der Priester hatte das Gesicht eines Heiligen.« »Welchem Heiligen ähnelte er?« »Keinem bestimmten«, sagte der Schäfer, dem es schon lästig wurde. »Ich wollte damit sagen, daß er ein schönes, von Gott geschaffenes Gesicht hatte, heilige Züge«, sagte er und bekreuzigte sich.

Diego grunzte und lief davon, um seinen Hund vier Schafen nachzuschicken, die sich von der Herde entfernten.

Seltsam, dachte Bernardo. Ein von Gott geschaffenes Gesicht?

Dabei nahm er seine Stute am Zügel und stieg auf. »Seid mit Christus, Señor Diaz.«

Der alte Mann warf ihm einen schelmischen Blick zu. »Christus sei mit Euch, Señor Espina«, sagte er.

Ein kurzes Stück hinter den mühsam weidenden Schafen wurde die Erde fetter und fruchtbarer. Bernardo ritt durch Weingärten und einige Felder. In dem Feld neben dem Olivenhain der Abtei hielt er an, stieg ab und band die Zügel des Pferdes an einen Busch.

Das Gras war von Hufen platt gedrückt und zertrampelt. Das schien tatsächlich zu den zwei Pferden zu passen, die der Schäfer gesehen hatte.

Irgend jemand hatte von dem Auftrag des Silberschmieds erfahren und vermutlich, als Helkias kurz vor dem Abschluß der Arbeit stand, sein Haus beobachten lassen, um die Lieferung abzapfen zu lassen.

An genau dieser Stelle war Meir seinen Mördern begegnet.

Die Schreie des Jungen hatte niemand gehört. Der von der Abtei gepachtete Olivenhain lag in freiem, unbewohntem Gelände, einen strammen Fußmarsch vom Kloster entfernt.

Blut. Hier hatte der Junge den Stich in die Seite erhalten, vermutlich von einer ihrer Lanzen.

Über dieses platt getrampelte Stück Gras, das Bernardo jetzt langsam abging, hatten die Reiter Meir ben Helkias vor ihren Pferden hergetrieben wie einen gejagten Fuchs und ihm dabei die Wunden an seinem Rücken beigebracht.

Hier hatten sie ihm den Lederbeutel samt Inhalt abgenommen. Gleich daneben lagen, von Ameisen bedeckt, zwei helle Käse der Art, wie Diego sie beschrieben hatte – der Vorwand des Jungen für seinen nächtlichen Botengang. Ein Käse war noch ganz, der zweite war zerdrückt, wie von einem großen Huf.

Und hier hatten sie ihn vom Pfad in den Olivenhain gejagt, der ihnen zusätzlichen Schutz bot. Hier war er geschändet worden, von einem oder von beiden.

Schließlich hatte man ihm die Kehle durchgeschnitten.

Bernardo wurde schwindelig. Plötzlich fühlte er sich sehr schwach.

Er war noch nicht so weit weg von seiner jüdischen Knabenzeit, um sich nicht mehr an die Angst zu erinnern, an die Furcht vor bewaffneten Fremden, an das Wissen um die Greuel, weil in all den Jahren so viel Böses passiert war. Und er war auch noch nicht so weit weg von seinem jüdischen Leben als Erwachsener, um diese Dinge nicht noch immer zu empfinden.


Einen Augenblick lang war er in seiner Vorstellung dieser Junge. Er hörte sie. Roch sie. Spürte die ungeheuren, bedrohlichen Gestalten der Nacht, die riesigen Pferde, die immer näher kamen, ihn niederritten.

Das grausame Stechen scharfer Klingen. Die Schändung.

Mit einemmal wieder Arzt, wankte Bernardo blindlings auf seine Stute zu. Die Sonne war am Sinken, und er mußte weg von hier. Vielleicht würde es ihm ja erspart bleiben, die Seele Meir ben Helkias' schreien zu hören, aber er hatte trotzdem wenig Lust, sich an diesem Ort aufzuhalten, wenn die nächste Dunkelheit hereinbrach.

4. KAPITEL

DAS VERHÖR

s war so, wie Espina bereits vermutet hatte: Über den Mord an dem jüdischen Jungen und den Raub des Ziboriums fand er nur sehr wenig heraus. Fast alles, was er wußte, hatte er bei seiner Untersuchung der Leiche, der Unterhaltung mit dem Schäfer und der Besichtigung des Tatorts erfahren. Die einzig sichere Erkenntnis nach einer Woche ergebnislosen Herumfragens in der Stadt war, daß er seine Patienten vernachlässigt hatte, und so stürzte er sich wieder in seinen sicheren und tröstenden ärztlichen Arbeitsalltag.

Neun Tage nachdem er in die Abtei zur Himmelfahrt Mariä gerufen worden war, beschloß er, am Nachmittag Padre Sebastián zu besuchen. Er wollte dem Priester das wenige berichten, das er hatte in Erfahrung bringen können, und damit seine Tätigkeit in dieser Angelegenheit abschließen.

Sein letzter Patient an diesem Tag war ein alter Mann, der Atemprobleme hatte, obwohl die Luft zur Abwechslung einmal kühl und frisch war, ein ungewöhnlich linder Tag in dieser Zeit der Hitze. Der magere Körper, der vor dem Arzt stand, war ausgezehrt und kraftlos, und es war offensichtlich, daß den Mann mehr plagte als nur das Wetter. Die Haut über dem Brustkorb war wie Leder, die Brust selbst war schleimgefüllt und verstopft. Als Espina das Ohr daran legte, hörte er ein abgehacktes Rasseln. Er war sich ziemlich sicher, daß die Tage des Mannes gezählt waren,

das Sterben aber noch einige Zeit dauern würde, und er suchte eben in seinem Arzneibuch nach einem Trank, der dem Alten die letzte Zeit erträglich machen würde, als zwei nachlässig bewaffnete Männer so selbstsicher sein Behandlungszimmer betraten, als wären sie die neuen Besitzer.

Sie stellten sich als Soldaten des *alguacil* vor, des Vogts von Toledo.

Einer der beiden, ein kleiner Mann mit tonnenförmiger Brust, trug eine gewichtige Miene zur Schau. »Bernardo Espina, Ihr müßt unverzüglich mit uns kommen.«

»Was wünscht Ihr von mir, Señor?«

»Das Offizium der Inquisition befiehlt Euer Erscheinen.«

»Die Inquisition?« Espina bemühte sich, ruhig zu bleiben.

»Nun gut. Wenn Ihr bitte draußen warten würdet. Ich bin mit diesem Señor in Kürze fertig.«

»Nein, Ihr müßt sofort mitkommen«, sagte der größere Mann leise, aber mit mehr Nachdruck.

Espina wußte, daß Juan Pablo, sein Faktotum, mit dem Sohn des Alten im Schatten des Schuppens neben der Krankenstation plauderte. Er ging zur Tür und rief ihm zu: »Geh ins Haus und sag der Senõra, sie möge diesen Besuchern Erfrischungen reichen. Brot mit Öl und Honig, und kühlen Wein.«

Die Männer des Vogts sahen sich an. Der Kleinere nickte. Das Gesicht seines Begleiters blieb ausdruckslos, aber er erhob keinen Einwand.

Espina goß den Trank des alten Mannes in einen irdenen Krug und verkorkte ihn. Gerade gab er dem Sohn des Patienten letzte Anweisungen, als Estrella, gefolgt von einer Dienerin mit Brot und Wein, auf ihn zueilte.

Das Gesicht seiner Frau erstarrte, als er ihr sagte, aus welchem Grund die beiden Männer hier waren. »Was kann die Inquisition nur von dir wollen, mein lieber Bernardo?«

»Bestimmt brauchen sie nur einen Arzt«, sagte er, und der Ge-

danke beruhigte sie beide. Während die Männer aßen und tranken, sattelte Juan Pablo Espinas Pferd.

Seine Kinder waren im Haus eines Nachbarn, wo ein Mönch allwöchentlich Katechismusstunden für die Kleinsten abhielt. Espina war froh, daß sie nicht mit ansehen mußten, wie er, flankiert von zwei Bewaffneten, davonritt.

Geistliche in schwarzen Kutten eilten durch den Korridor, in dem Espina auf einer Holzbank saß und wartete. Andere warteten ebenfalls. Von Zeit zu Zeit wurde ein bleicher Mann oder eine verängstigte Frau von Wachen hereingebracht und auf eine Bank gesetzt, und andere wurden weggeführt und verschwanden in den Tiefen des Gebäudes. Keiner von ihnen kehrte zurück.

Espina wartete, bis die Dämmerung hereinbrach und Fackeln angezündet wurden.

An einem kleinen Tisch saß ein Wachposten. Bernardo ging zu ihm und fragte ihn, wer ihn eigentlich zu sehen wünsche, doch der Mann starrte ihn nur ausdruckslos an und winkte ihn auf die Bank zurück.

Nach einer Weile kam eine zweite Wache und fragte den Mann am Tisch nach einigen der Wartenden. Espina sah, daß sie zu ihm herübersahen.

»Der da ist für Fray Bonestruca«, hörte Bernardo den Mann hinter dem Tisch sagen.

Toledo war in den letzten Jahren sehr gewachsen, aber Espina war hier geboren und hatte sein gesamtes Leben in dieser Stadt verbracht. Als Arzt kannte er sich – wie bereits Prior Sebastián bemerkt hatte – sowohl im Laienstand wie in der Geistlichkeit sehr gut aus.

Von einem Mönch namens Bonestruca hatte er allerdings noch nie gehört.

Endlich kam eine Wache zu ihm und führte ihn vom Korridor

weg. Sie stiegen eine steinerne Treppe hoch und durchschritten mehrere schlecht beleuchtete Gänge, ähnlich dem, in dem er gewartet hatte. Schließlich wurde er in eine kleine Zelle geführt, in der unter einer Fackel ein Mönch saß.

Der Mönch mußte neu sein am Toledaner Bischofssitz, denn wäre Espina ihm nur ein einziges Mal auf der Straße begegnet, hätte er sich ohne Schwierigkeiten an ihn erinnert.

Ein großer Mann mit sehr spanischen Gesichtszügen, die Aufmerksamkeit erregten. Espina mußte sich beherrschen, um ihn nicht anzustarren. Mit einem schnellen Blick erkannte er eine wilde schwarze Mähne, lang und schlecht geschnitten. Eine hohe Stirn, schwarze Brauen, sehr große braune Augen, eine gerade schmale Nase, einen großen Mund mit dünnen Lippen und ein eckiges Kinn mit einer leichten Scharte. Jeder dieser Züge für sich genommen hätte in einem anderen Gesicht keinerlei Interesse hervorgerufen. Aber bei diesem Mann verbanden sie sich zu etwas Außergewöhnlichem.

Die Züge des Mönchs waren zwar nicht zu vergleichen mit dem Antlitz Jesu, wie Espina es von Statuen und Gemälden kannte, denn es war ein Gesicht, in dem viel Weibliches aus Zügen männlicher Schönheit hervortrat, und doch staunte Espina, denn ihm schien, als hätte er einen Heiligen vor sich.

Das Gesicht eines Heiligen, so hatte der alte Schäfer Diego Diaz es bezeichnet. Diaz hatte von diesem Mönch gesprochen, das war Espina nun klar. Bonestrucra war mehr als nur gutaussehend; sein Gesicht strahlte auf den ersten Blick etwas Beruhigendes und Frömmigkeit aus. Eine solch vollkommene Anmut verkörperte geradezu Gottes unendliche Güte. Doch wenn Espina dem Mönch direkt in die Augen schaute, führten sie ihn direkt in eisige, angsterregende Kälte.

»Ihr seid in der Stadt herumgelaufen und habt Euch nach dem Reliquiar erkundigt, das kürzlich dem Juden Helkias gestohlen wurde. Warum interessiert Ihr Euch für diese Angelegenheit?«

»Ich... das heißt Prior Padre Sebastián Alvarez...« Espina wollte den Blick von den wissenden Augen dieses merkwürdigen Mönchs abwenden, aber er wußte nicht, wohin er sonst schauen sollte. »Er bat mich, den Verlust des Reliquiars zu untersuchen... und den Tod des Jungen, der es bei sich trug.«

»Und was habt Ihr erfahren?«

»Der Junge war ein Jude, der Sohn des Silberschmieds.«

»Ja, das habe ich gehört.«

Die Stimme des Mönchs klingt sanft und ermutigend, beinahe freundlich, dachte Espina und schöpfte neue Hoffnung.

»Was sonst noch?«

»Sonst nichts, hochwürdiger Padre.« Bruder Bonestrucas Brust war unter den Falten seines schwarzen Gewandes verborgen, aber seine Finger waren lang und schlank und wiesen kleine schwarze Haarbüschel zwischen dem zweiten Fingergelenk und dem Fingerknöchel auf.

»Wie lange seid Ihr schon Arzt?«

»Elf Jahre schon.«

»Habt Ihr hier Eure Lehrzeit verbracht?«

»Ja, hier in Toledo.«

»Wer war Euer Meister?«

Espina wurde der Mund trocken. »Maestre Samuel Provo.«

»Aha, Samuel Provo. Sogar ich habe schon von ihm gehört«, erwiderte der Mönch freundlich. »Ein großer Arzt, nicht?«

»Ja, ein Mann von bestem Ruf.«

»Er war Jude.«

»Ja.«

»Wie viele Kinder hat er beschnitten, was würdet Ihr schätzen?«

Espina sah ihn erstaunt an. »Er hat nicht beschnitten.«

»Wie viele Jungen beschneidet Ihr in zwölf Monaten?«

»Auch ich beschneide nicht.«

»Ach, kommt«, sagte der Mönch geduldig. »Wie viele solcher

Operationen habt Ihr durchgeführt? Nicht nur an Juden, sondern vielleicht auch an Mauren?«

»Noch nie ... Gewiß, ein paarmal habe ich im Verlauf der Jahre operiert ... Wenn die Vorhaut nicht ordentlich und regelmäßig gesäubert wird, Ihr versteht, dann entzündet sie sich. Oft bildet sich Eiter, und um das zu beheben ... Sie ... Sowohl die Mauren als auch die Juden haben heilige Männer, die jenes andere durchführen, und es findet im Rahmen einer religiösen Zeremonie statt.«

»Wenn Ihr diese Operationen durchgeführt habt, habt Ihr da keine Gebete aufgesagt?«

»Nein.«

»Nicht einmal ein Vaterunser?«

»Ich bete jeden Tag, daß ich meinen Patienten nicht schade, sondern nur nutze, hochwürdiger Padre.«

»Seid Ihr verheiratet, Senõr?«

»Ja.«

»Der Name Eurer Frau?«

»Estrella de Aranda.«

»Kinder?«

»Drei. Zwei Töchter und ein Sohn.«

»Eure Frau und Eure Kinder sind Katholiken?«

»Ja.«

»Ihr seid Jude? Ist es nicht so?«

»Nein. Ich bin seit elf Jahren Christ. Und Jesus treu ergeben!«

Das Gesicht des Mannes war wunderschön. Das machte die Augen, die starr in die von Espina blickten, um so furchterregender. Es waren zynische Augen, die jeden menschlichen Fehltritt in Espinas Leben, jede seiner Sünden zu kennen schienen.

Der Blick stach ihm bis tief in die Seele. Dann klatschte der Mönch so unvermittelt in die Hände, daß Bernardo erschrak, und die Wache, die vor der Tür gewartet hatte, erschien.

Bonestrucua machte nur eine kleine Bewegung mit der Hand: wegbringen.

Als Bernardo sich zum Gehen wandte, sah er, daß die Füße in den Sandalen unter dem Tisch wohlgeformt waren und lange schlanke Zehen hatten.

Die Wache führte ihn wieder die Korridore entlang und die steile Treppe hinunter.

Süßer Jesus, du weißt, ich habe mich bemüht. Du weißt...

Espina war sich bewußt, daß es in den Tiefen des Gebäudes Zellen gab und Kammern, in denen Gefangene verhört wurden. Auch war bekannt, daß sie eine Vorrichtung namens *potro* hatten, ein dreieckiges Gestell, auf das der Gefangene gebunden wurde. Mit jeder Umdrehung einer Winde wurden mehr Gelenke im Körper ausgerenkt. Und etwas, das man *toca* nannte, für eine Wasserfolter. Dazu wurde der Kopf des Gefangenen durch ein Loch in einem Trog gesteckt, und man stopfte ihm ein Leinenstück tief in den Mund. Dann wurde Wasser auf das Tuch gegossen, was den Weg der Luft durch Nase und Mund versperrte, und die darauf folgende Atemnot brachte entweder den Tod oder ein Geständnis.

Jesus, ich bitte dich... ich flehe dich an...

Vielleicht würde er erhört. Als sie den Ausgang erreichten, winkte die Wache ihn weiter, und Espina ging allein nach draußen, wo sein Pferd angebunden stand.

Im Schritt ritt er davon, langsam genug, um seine Fassung wiederzuerlangen. Denn im Moment hatte er nur einen Gedanken: wie er bei seiner Ankunft zu Hause Estrella beruhigen konnte, ohne in Tränen auszubrechen.

TEIL II
DER ZWEITE SOHN

TOLEDO

30. MÄRZ 1492

1. KAPITEL

JONA BEN HELKIAS

Ich werde mit Eleasar zum Fluß hinuntergehen, vielleicht fangen wir ja unser Abendessen. Was meinst du, Abba?«

»Bist du mit dem Polieren fertig?«

»Das meiste ist fertig.«

»Die Arbeit ist erst zu Ende, wenn alles fertig ist. Du mußt alle Stücke polieren«, sagte Helkias mit der freudlosen Stimme, die Jona immer verletzte. Manchmal wollte er seinem Vater in die leeren Augen starren und ihm sagen: Meir ist tot, aber Eleasar und ich sind noch da. Wir leben.

Jona haßte das Silberpolieren. Ein halbes Dutzend großer Stücke wartete noch auf ihn, und er tauchte seinen Lumpen in die stinkende Paste, eine dicke Mischung aus pulverisiertem Vogelkot und Urin, und rieb und rieb.

Den Geschmack des Leids hatte er früh kennengelernt, beim Tod seiner Mutter, und es war sehr schwer für ihn gewesen, als Meir ermordet wurde, denn da war er schon älter gewesen, fast dreizehn Jahre, und begriff die Endgültigkeit des Verlustes besser. Nur wenige Monate nach Meirs Tod hatte man Jona zur Tora gerufen, damit er das Gesetz vorlese und ein vollgültiges Mitglied des Minjan werde. Das Unglück hatte ihn vor der Zeit reifen lassen. Sein Vater, der ihm immer so groß und stark erschienen war, verzehrte sich derweil noch immer, und Jona wußte nicht, wie er die Lücke füllen sollte, die Helkias' Kummer gerissen hatte.

Sie wußten nicht, wer die Mörder seines Bruders waren. Einige Wochen nach Meirs Tod hatte Helkias Toledano erfahren, daß der Arzt Espina durch die Stadt streife und Erkundigungen über den Vorfall einziehe, der seinen Sohn das Leben gekostet hatte. Helkias war mit Jona aufgebrochen, um Espina zu besuchen und mit ihm zu reden, doch als sie sein Haus erreichten, sahen sie, daß es verlassen war und Juan Pablo, Espinas ehemaliger Diener, von der verbliebenen Einrichtung wegschleppte, was er gebrauchen konnte, einen Tisch und einige Stühle. Juan Pablo sagte ihnen, der Arzt und seine Familie seien weggezogen.

»Wohin sind sie gegangen?«

Der Mann hatte nur den Kopf geschüttelt. »Ich weiß es nicht.«

Helkias war zur Abtei zur Himmelfahrt Mariä gegangen, um mit Padre Sebastián Alvarez zu sprechen, doch bei seiner Ankunft dachte er im ersten Augenblick verwirrt, er wäre unterwegs irgendwo falsch abgegeben. Innerhalb der Mauern standen eine Reihe Wagen und Karren. Daneben stampften drei Frauen in einem großen Faß rote Trauben. Durch die geöffnete Tür der ehemaligen Kapelle sah Helkias Körbe mit Oliven und noch mehr Trauben.

Auf die Frage, wohin die Mönche denn gezogen seien, antwortete ihm eine der Frauen, die Abtei zur Himmelfahrt Mariä sei aufgelöst worden und der Hieronymiten-Orden habe das Grundstück an ihren Herrn verpachtet.

»Und was ist mit Padre Sebastián? Wo ist der Prior?« fragte er.

Die Frau hatte ihn nur angelächelt, den Kopf geschüttelt und die Achseln gezuckt, ohne im Stampfen innezuhalten.

Jona hatte sich die größte Mühe gegeben, die Pflichten des ältesten Sohnes zu übernehmen, aber ihm war klar, daß er seinen Bruder nie würde ersetzen können. Nicht als Lehrling des Silberschmiedehandwerks, nicht als Sohn, nicht als Bruder, in keiner Weise. Der erloschene Blick in den Augen seines Vaters machte

seinen Kummer noch schlimmer. Obwohl seit Meirs Tod drei Pessach-Feste vergangen waren, waren Helkias' Haus und Werkstatt noch immer Orte der Trauer.

Einige der Stücke vor ihm waren besonders dunkel angelaufen, aber er sah keinen Grund zur Eile, denn sein Vater schien sich plötzlich an ihre Unterhaltung vor einer halben Stunde zu erinnern. »Du wirst nicht zum Fluß gehen. Suche Eleasar, und dann bleibt ihr mir beide in der Nähe des Hauses. In einer Zeit wie dieser dürfen sich jüdische Jungen keiner Gefahr aussetzen.«

Nach Meirs Tod hatte Jona die Verantwortung für Eleasar übernehmen müssen, der ein zarter und apfelwangiger siebenjähriger Knabe war. Er erzählte dem Jüngeren Geschichten über ihren älteren Bruder, damit er ihn nie vergessen würde, und manchmal zupfte er Melodien auf der kleinen maurischen Gitarre, die Meir gehört hatte, und die beiden sangen dazu. Er hatte Eleasar versprochen, ihm das Gitarrespielen beizubringen, so wie Meir es ihm beigebracht hatte. Und das wollte Eleasar auch jetzt tun, als Jona ihn beim Kriegsspielen mit Steinen und Zweigen im Schatten des Hauses fand, doch Jona schüttelte den Kopf.

»Gehst du zum Fluß?« fragte Eleasar. »Soll ich mitkommen?«

»Es gibt noch Arbeit«, sagte Jona und ahmte dabei unbewußt seinen Vater nach. Dann nahm er den Kleinen mit in die Werkstatt. Die beiden saßen in einer Ecke und polierten Silber, als David Mendoza und Rabbi José Ortega in die Werkstatt kamen.

»Was gibt es Neues?« fragte Helkias, und Señor Mendoza schüttelte den Kopf. Er war ein kräftiger Mann mittleren Alters mit Zahnlücken und schlechter Haut. Von Beruf war er Baumeister.

»Nichts Gutes, Helkias. Wir können nicht mehr ungefährdet durch die Stadt gehen.«

Drei Monate zuvor hatte die Inquisition fünf Juden und sechs Konvertiten hinrichten lassen. Man hatte sie beschuldigt, vor elf

Jahren Hexerei betrieben zu haben, bei der sie angeblich eine gestohlene Hostie und das Herz eines zuvor gekreuzigten christlichen Jungen benutzt hatten, um alle guten Christen mit Wahnsinn zu belegen. Obwohl der Junge nie identifiziert werden konnte – kein christliches Kind war je als vermißt gemeldet worden! –, gestanden einige der Beschuldigten unter hochnotpeinlicher Befragung Einzelheiten des angeblichen Verbrechens, und alle waren auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, einschließlich der Abbildungen von weiteren drei der Verurteilten, die vor dem Autodafé gestorben waren. »Einige beten bereits zu dem ›Märtyrer‹-Kind. Ihr Haß verpestet die Luft«, sagte Mendoza bedrückt.

»Wir müssen Ihre Majestäten um ihren fortdauernden Schutz anflehen«, sagte Rabbi Ortega. Der Rabbi war klein und mager, ein Kranz weißer Locken umrahmte seinen Kopf. So mancher schmunzelte, wenn er mit der großen und schweren Tora-Rolle durch die Synagoge schwankte, damit die Gemeindemitglieder sie küssen oder berühren konnten. Dennoch wurde er von fast allen hoch geachtet. Jetzt war Mendoza allerdings anderer Meinung als er. »Der König ist ebensowohl Mann wie König, fähig zu Freundschaft und Mitgefühl, aber die Königin Isabella hat sich in letzter Zeit gegen uns gewandt. Sie wurde in Abgeschiedenheit von Mönchen aufgezogen, die ihren Geist geformt haben. Tomás de Torquemada, der Generalinquisitor, möge er das Zeitliche segnen, war in Isabellas Kindheit ihr Beichtvater, und er hat großen Einfluß auf sie.« Mendoza schüttelte den Kopf. »Ich fürchte die Tage, die uns bevorstehen.«

»Wir müssen fest im Glauben sein, David, mein Freund«, entgegnete Rabbi Ortega. »Wir müssen in die Synagoge gehen und gemeinsam beten. Der Herr wird unser Rufen hören.«

Die beiden Jungen hielten im Polieren inne. Eleasar war erschrocken über die Anspannung in den Gesichtern der Erwachsenen und die unüberhörbare Furcht in ihren Stimmen.

»Was hat das zu bedeuten?« flüsterte er Jona zu.

»Später. Ich erklär dir das alles später«, flüsterte Jona zurück, obwohl er sich gar nicht sicher war, ob er wirklich verstand, worum es ging.

Am nächsten Morgen erschien ein bewaffneter Offizier auf dem Stadtplatz von Toledo. Er wurde begleitet von drei Herolden, zwei städtischen Beamten und zwei Männern des Vogts, die ebenfalls Waffen trugen, und er verlas eine Proklamation, die sämtliche Juden davon in Kenntnis setzte, daß sie trotz ihrer langen Geschichte in Spanien das Land binnen drei Monaten verlassen mußten. Bereits 1483 hatte die Königin alle Juden aus Andalusien vertrieben. Jetzt zwang man sie, jede Region des spanischen Königreichs zu verlassen – Kastilien, León, Aragón, Galicien, die baskischen Provinzen, Valencia, das Fürstentum Katalonien, das Lehen Vizcaya und die Inseln Sardinien, Sizilien, Mallorca und Menorca.

Das Edikt wurde an eine Wand genagelt. Rabbi Ortega schrieb es ab mit einer Hand, die so zitterte, daß er Schwierigkeiten hatte, einige Wörter zu entziffern, als er sie in einer eilends einberufenen Zusammenkunft des Rats der Dreißig vorlas.

»Allen Juden und Jüdinnen, gleich welchen Alters, die in unseren besagten Königreichen und Ländereien leben, wohnen oder verweilen ... ist es bei Todesstrafe verboten, sich zu erdreisten, hierher oder in irgendeinen Teil des Reiches zurückzukehren, um sich hier aufzuhalten, sei es als Bewohner oder Reisende oder auf sonst eine Art ... Und wir befahlen und verbieten jedem in unserem besagten Königreich, es zu wagen, öffentlich oder geheim einen Juden oder eine Jüdin aufzunehmen, ihnen Schutz oder Obdach zu gewähren oder ihn zu verteidigen ... bei Androhung des Verlustes von Grundbesitz, Vassallen, Schlössern und anderer Habe.«

Alle Christen wurden eindringlich davor gewarnt, falsches Mitgefühl walten zu lassen. Es wurde ihnen verboten, *»mit Juden ... Umgang zu pflegen oder sich zu unterhalten oder sie in ihren Häusern aufzunehmen, ihnen behilflich zu sein oder ihnen Nahrung irgendeiner Form für ihr leibliches Wohl zu geben«.*

Die Verlautbarung war ausgegeben worden *»auf Befehl des Königs und der Königin, unseren Herrschern, und des Hochwürdigsten Priors von Santa Cruz, dem Generalinquisitor in allen Königreichen und Ländereien Ihrer Majestäten«.*

Der Rat der Dreißig, der die Juden Toledos regierte, bestand aus je zehn Vertretern der drei Stände – angesehene städtische Führer, Kaufleute und Handwerker. Helkias gehörte dazu, weil er zu den Meistern der Silberschmiedekunst gehörte, und die Versammlung wurde in seinem Haus abgehalten.

Die Ratsmitglieder waren bestürzt.

»Wie kann man uns so kaltherzig aus einem Land vertreiben, das uns soviel bedeutet und an dem wir einen so wesentlichen Anteil haben?« fragte Rabbi Ortega stockend.

»Dieses Edikt ist nur wieder eine königliche List, um uns Geld abzupressen«, sagte Juda ben Salomo Avista. »Die spanischen Könige haben uns schon immer ihre ertragreiche Milchkuh genannt.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich. »Zwischen den Jahren 1482 und 1491«, sagte Joseph Lazara, ein betagter Mehlhändler aus Tembleque, »haben wir zu den Kriegsanstrengungen nicht weniger als achtundfünfzig Millionen Maravedí beigetragen, und noch einmal zwanzig Millionen in erzwungenen Krediten. Immer wieder hat sich die jüdische Gemeinschaft stark verschuldet, um irgendeine maßlose sogenannte Steuer zu bezahlen, oder, als Gegenleistung für unser Überleben, dem Thron ein ›Geschenk‹ zu machen. Jetzt ist es wohl wieder einmal soweit.«

»Wir müssen uns an den König wenden und ihn um sein Eingreifen bitten«, sagte Helkias.

Die Räte besprachen, wer die Bitte vorbringen sollte, und man einigte sich schließlich auf Don Abraham Seneor.

»Er ist der jüdische Höfling, den Seine Majestät am meisten liebt und bewundert«, sagte Rabbi Ortega, und viele Köpfe nickten zustimmend.

2. KAPITEL

VERÄNDERUNGEN

Achtzig Jahre schon lebte Abraham Seneor, und obwohl sein Verstand frisch und scharf war, war sein Körper sehr müde. Sein Werdegang als Diener des Monarchen in schwierigen und gefährlichen Angelegenheiten hatte damit begonnen, daß er eine geheime Hochzeitszeremonie arrangierte, mit der am 19. Oktober 1469 Vetter und Base vereinigt wurden, nämlich die achtzehnjährige Isabella von Kastilien und der siebenjährige Ferdinand von Aragón. Die Hochzeit hatte heimlich stattfinden müssen, weil sie dem Willen des Königs, Heinrich IV. von Kastilien, widersprach. Heinrich hatte seine Halbschwester mit König Alfonso von Portugal vermählen wollen. Die Infantin hatte sich geweigert und Heinrich gebeten, sie als Thronerbin von Kastilien und León einzusetzen, wobei sie ihm versprach, nur mit seiner Zustimmung zu heiraten. Heinrich IV. von Kastilien hatte keine Söhne (seine Untertanen verspotteten ihn als Heinrich den Impotenten), aber er hatte eine Tochter, Juana, angeblich das unrechtmäßige Kind seiner Geliebten Beltrán de la Cueva. Als Heinrich versuchte, Juana als seine Erbin einzusetzen, brach ein Bürgerkrieg aus. Die Adligen versagten Heinrich die Gefolgschaft und erkannten als ihren Herrscher Isabellas zwölf Jahre alten Bruder Alfonso an. Nach nur zwei Jahren wurde Alfonso tot in seinem Bett aufgefunden, angeblich vergiftet.

Isabella war nicht zur künftigen Monarchin erzogen oder aus-

gebildet worden, aber bald nach dem Tod ihres Bruders hatte sie Abraham Seneor gebeten, die geheimen Verhandlungen mit den einflußreichen Höflingen Aragóns einzuleiten, die schließlich zu ihrer Heirat mit Ferdinand, Prinz von Aragón, führten. Beim plötzlichen Tod Heinrichs IV. am 11. Dezember 1474 in Madrid war Isabella in Segovia. Als sie die Nachricht hörte, erklärte sie sich ohne Zögern zur Königin von Kastilien. Zwei Tage später zog sie, umringt von einer jubelnden Menge, ihr Schwert, hielt es mit dem Heft nach oben über ihren Kopf und führte so eine Prozession zur Kathedrale von Segovia. Das Parlament, die Cortes, schwor ihr sofort die Treue.

Im Jahr 1479 starb Johann II. von Aragón, und Ferdinand folgte seinem Vater nach. In den zehn Jahren nach ihrer geheimen Hochzeit hatte das königliche Paar beständig Krieg geführt, hatte Invasionen aus Portugal und Frankreich zurückgeschlagen und Aufstände bekämpft. Nachdem all diese Feldzüge gewonnen waren, konzentrierte man sich auf den Krieg gegen die Mauren.

In all den Jahren der Kämpfe hatte Abraham Seneor dem königlichen Paar treu gedient, er hatte Geld für das teure Kriegsgeschäft besorgt, ein Steuersystem entwickelt und Ferdinand und Isabella einen Weg gebahnt, der all die politischen und finanziellen Fallgruben der Vereinigung Aragóns und Kastiliens überwand.

Die Herrscher hatten ihn reich belohnt und ihn zum Rabbi und Obersten Richter der Juden Kastiliens sowie zum Steuereinschätzer aller Juden des Königreiches ernannt. Seit 1488 war er Schatzmeister der Hermandad, einer Miliz, die Ferdinand zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Sicherheit in Spanien gegründet hatte. Von seinen jüdischen Glaubensbrüdern wurde Seneor nicht geliebt – es war die Wahl des Königs, daß er ihr Rabbi war, nicht ihre eigene. Aber Seneor verhielt sich ihnen gegenüber loyal.

Noch bevor nun die Juden aus vielen Teilen des Königreichs Seneor bitten konnten, bei Ferdinand für sie einzutreten, handelte er bereits. Sein erstes Treffen mit dem Monarchen war be-

stimmt von gegenseitiger Zuneigung und Freundschaft, doch seine Bitte um eine Aufhebung des Vertreibungsbefehls wurde mit einer kühlen Zurückweisung erwidert, die ihn bestürzte.

Einige Wochen danach bat er um eine zweite Audienz, und diesmal brachte er seinen Schwiegersohn, Rabbi Meir Melamed, mit, der als Ferdinands Schreiber gedient hatte und Oberster Steuereintreiber des Königreichs war. Beide Männer waren vom König zu Rabbis ernannt worden, nicht von ihren Glaubensbrüdern, aber beide hatten sich bereits als erfolgreiche Fürsprecher der Juden bei Hofe hervorgetan. Begleitet wurden sie von Isaak ben Juda Abravanel, der für die Steuereintreibung in den zentralen und südlichen Teilen des Landes verantwortlich war und der der königlichen Kasse enorme Summen geliehen hatte, darunter eineinhalb Millionen Golddukatens zur Finanzierung des Krieges gegen Granada. Die drei Juden brachten noch einmal ihre Bitte vor, wobei sie sich diesmal erboten, neue Mittel für die königliche Kasse aufzubringen, und Abravanel darüber hinaus erklärte, er und seine Brüder würden der Krone gewisse beträchtliche Schulden erlassen, falls das Edikt aufgehoben würde.

Ferdinand zeigte unverhohlenes Interesse, als das Gespräch auf die angebotenen Summen kam. Die drei Bittsteller hofften auf eine sofortige Entscheidung, damit Torquemada und andere religiöse Eiferer, die jahrelang auf eine Vertreibung der Juden hingearbeitet hatten, keine Gelegenheit zu einer Beeinflussung der Entscheidung bekämen. Doch Ferdinand wollte sich ihre Bitte erst noch einmal durch den Kopf gehen lassen, und als die drei eine Woche später wieder vor den Monarchen traten, beschied ihnen der König, ihre Bitte sei abgelehnt worden. Er habe beschlossen, daß die Vertreibung durchgeführt werde.

Isabella stand an diesem Tag neben ihrem Gatten, eine finstere, dickliche Frau von durchschnittlichem Körpermaß, aber sehr königlichem Auftreten. Sie hatte herrische, blaugrüne Augen und einen winzigen, verkniffenen Mund. Ihr rötlich-blondes Haar, das

